

»Tschüss«, sagte Luis und winkte ihr zu.

»Tschüss, Luis.« Die beiden verschwanden im Haus, aber Juna betrachtete weiter versonnen das kleine Insekt. Ein zerbrechlicher brauner Strich mit großen Augen, die elfenhaften Flügel auf der sonnenabgewandten Seite zusammengefaltet, damit ihr nichts von der aufkommenden Wärme verlorenging.

Die letzten Nebelfetzen hatten sich jetzt aufgelöst. Die Sonnenstrahlen fanden ihren Weg durch die Bäume und ließen die feine Zeichnung der Flügel sichtbar werden. An dem zarten Körper, dünn wie die Mine eines Kugelschreibers, glänzten kupferne Flecken. Ganz behutsam näherte sich Juna dem Wesen, das ihr so vertraut war, obwohl man es gar nicht häufig zu Gesicht bekam. Selbst wenn diese Kleinlibellen anwesend waren, übersah man sie meist, so unauffällig und bescheiden fügten sie sich in die Herbsttöne des Waldes.

Jetzt waren sie sich beide so nahe, dass sie sich in die Augen blicken konnten. Juna sah, was sie hatte sehen wollen. Das winzige, rätselhafte Lächeln, das sich durch die Anatomie des Libellenkopfes ergab.

»Warum lächeln Libellen immer?«, hatte sie ihren Großvater früher gefragt. »Sie müssen doch traurig sein, weil sie nur so kurz leben.«

Der Nyks hatte sie von klein auf alles über Libellen gelehrt. Er teilte das Jahr in die Flugzeiten der verschiedenen Arten ein, von denen es hier über achtzig gab. Der stille Spreewald mit seinen ausgedehnten Fließeln, Auen und Wäldern war der ideale Lebensraum für sie. Der Flugzeitenkalender ihres Großvaters hing in der Küche an der Wand. Frühling war, wenn man die Frühe Adonislibelle entdeckte, die der Winterlibelle ähnelte, aber rot mit schmalen gelben Ringen war. Der Sommer begann, wenn all die anderen nach und nach auftauchten, auch die großen. Azurjungfer, Prachtjungfer, Granatauge, Federlibelle, Smaragdlibelle, Mosaikjungfer. Und vor allem die schönste, die Blauflügel-Prachtlibelle, deren Flügel, wie ihr Name schon sagte, dunkelblau glänzten. Im Herbst wurden es nach und nach weniger, bis nur noch Binsenjungfern und Weidenjungfern flogen. Und die Winterlibelle.

»Genau darum lächeln sie ja«, hatte der Nyks geantwortet. »Weil sie wissen, wie kostbar ein Tag ist. Weil sie das Leben unter diesem Himmel zu schätzen wissen und immer so gut fliegen, wie sie können. Warum sollten sie da nicht lächeln? Außerdem leben sie nicht kurz. Ich habe dir doch beigebracht, dass sie mehrere Jahre als Larven im Wasser verbringen, während sie heranwachsen. Es ist nur die Zeit des Fliegens, die kurz ist. Und weil sie nun endlich fliegen können, lächeln sie.«

»Aber die Winterlibelle fliegt länger«, sagte Juna und tippte mit ihrem kleinen Zeigefinger auf das Kästchen im Flugzeitenkalender, welches bewies, dass die Winterlibelle die einzige war, die man noch im November sehen konnte, und an warmen Tagen sogar im Dezember, Januar, Februar und März, bis die anderen Arten wieder hinzukamen.

»Ja«, sagte der Nyks. »Die Winterlibelle ist etwas Besonderes. Sie hat den meisten Grund zu lächeln, denn sie ist die einzige, die den Winter überlebt. Sie hört nicht auf zu fliegen, wenn alles gegen sie ist. Nicht, wenn es eigentlich zu kalt ist und zu dunkel, und auch nicht, wenn sie ganz allein ist. Sie fliegt, und sie lächelt.« Er fuhr Juna über die widerspenstigen braunen Haare, die manchmal kupfern glänzten, genau wie die Winterlibelle. »Wenn du einmal traurig bist oder den Mut verlierst, dann erinnere dich an die Winterlibelle! Sie wird dir immer Hoffnung machen. Sie ist so zerbrechlich und nimmt es trotzdem mit der Kälte und der Einsamkeit auf. Das kann uns allen Mut machen, wenn es uns nicht gutgeht. Ich mag die Winterlibelle am liebsten von allen, auch wenn die meisten sie für so unscheinbar halten. Die wenigsten Leute wissen überhaupt, dass es sie gibt.«

»Ich mag sie auch am liebsten«, hatte Juna zugestimmt. Sie fühlte sich auch oft klein und unscheinbar, doch nun wusste sie, dass sie damit nicht allein war. Vielleicht würde auch sie einmal fliegen.

»Ist schon einmal eine Libelle zu nahe an die Sonne geflogen?«, wollte sie wissen. In der Schule hatte sie die Geschichte von Ikarus gehört und war davon fasziniert gewesen. Sie sah genau vor sich, wie die Flügel des Ikarus zu schmelzen begannen und das duftende Wachs heruntertropfte, weil er sich zu nahe an die Hitze der Sonne gewagt hatte.

Der Nyks schüttelte den Kopf. »Nein, das wird nie passieren. Die Libellen wissen ganz genau, was sie tun. Sie sind die besten Flieger im Insektenreich. Sie würden sich nie so überschätzen, selbst wenn sie so weit kämen.«

Juna war beruhigt.

Und es waren am Ende auch nicht die Libellen gewesen, die abgestürzt waren.

Juna hatte oft an die Worte des Großvaters gedacht und an die Winterlibellen, wenn sie niedergeschlagen gewesen war. Immer hatten sie ihr Mut gemacht.

Doch nun betrachtete sie die Libelle zum ersten Mal mit gemischten Gefühlen. So froh sie war, das tapfere kleine Wesen heute zu sehen, es erinnerte sie doch

nachdrücklich an das letzte Gespräch mit Wilhelm und das Versprechen, das sie ihm gegeben hatte.

»Gib mir noch ein Kissen, Liebes«, hatte er gebeten und sich mit Mühe etwas aufgerichtet. »Ich muss mit dir reden.« Er griff nach ihrer Hand. Es war einer seiner besseren Tage. Dennoch konnte sie sehen, wie sehr es ihn anstrengte. Hastig reichte sie ihm sein Wasser.

»Danke.« Er trank einen Schluck, räusperte sich und drückte dann ihre Hand überraschend fest. »Ich habe eine große Bitte an dich!« Sein Blick wanderte aus dem Fenster, hinüber zu dem Hotel, das er schon vor Jahren an den Sohn seines Freundes übergeben hatte. Er war sehr zufrieden mit dieser Lösung für sein Lebenswerk. Aber im Grunde war dieses Hotel eben nur ein Teil seines Lebenswerks. »Du weißt ja, dass ich vor langer Zeit aus der DDR flüchten musste und mein Hotel auf Hiddensee verloren habe. Und auch, dass ich damals Papiere auf dem Grundstück vergraben habe. Weil ich unbedingt etwas von mir dort zurücklassen wollte und um eventuell später einmal beweisen zu können, dass es mir gehört hat.«

»Ja, Wilhelm, ich weiß. Das war sehr klug von dir. Ich habe dich immer dafür bewundert, dass du in all der Eile und Aufregung daran gedacht hast.«

»Juna, da ist noch etwas, das ich bisher niemandem erzählt habe. Ich dachte immer, ich könnte mich einmal selbst darum kümmern, aber dann habe ich es aufgeschoben, bis es zu spät war. Es fiel mir einfach zu schwer, dorthin zurückzukehren. Ich wollte alles genauso in meiner Erinnerung behalten, wie es früher war. Ich war zu feige.«

Er hustete, und sie wartete besorgt, bis er wieder zu Atem kam. »Das kannst du mir auch noch morgen erzählen, Wilhelm.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe nicht mehr viel Zeit. Das ist mir wichtig, Juna! Als ich damals das tiefe Loch für mein versiegeltes Kästchen gegraben habe, habe ich etwas gefunden. Es war schon beinahe dunkel, ich konnte nicht genau sehen, was es war. Etwas Hartes, aber auf der Rückseite war es weicher, und irgendetwas hat mich dazu bewogen, es in die Tasche zu stecken, anstatt es beiseitezwerfen wie die anderen Steine, auf die ich stieß. Es schien meine Hand nicht verlassen zu wollen. Ich weiß selbst nicht, warum. Ich hatte wahrlich genug anderes zu tun. Ich habe es dann auch prompt vergessen.« Wilhelm machte eine Pause und schluckte mehrmals, bevor er seine Stimme wiederfand.

»Erst Tage später, bei meinen Verwandten im Westen, habe ich es in meiner Jackentasche wiedergefunden. Es war ein verkrusteter Klumpen lehmiger Sand, der heftig krümelte, weil er trocknete. Ich zupfte einige Wurzelfasern ab und hielt das Ding

im Garten meiner Cousine, wo wir untergekommen waren, unter laufendes Wasser. Ich sah zu, wie der Sand in das fremde Gras gespült wurde und dachte: Das ist das letzte Mal, dass ich Boden aus der Heimat in der Hand spüre. Aber dann vergaß ich meine Traurigkeit, denn zum Vorschein kam eine Keramikscherbe, gewölbt, als wäre sie einmal Teil von etwas gewesen. Dafür sprach auch der gezackte Rand, es war eindeutig ein Bruchstück. In der Wölbung geborgen lag etwas, das in der Sonne glänzte wie Gold. Ich denke, es ist auch Gold, oder jedenfalls vergoldet. Ich habe es nie prüfen lassen. Es hat auf jeden Fall einen Wert, nämlich den, den es für denjenigen hatte, der es dort einmal vergraben hat, so wie ich meine Dokumente. Das berührte mich tief, dass jemand lange vorher an demselben Ort einmal in einer ähnlichen Situation gewesen sein muss wie ich.« Er schwieg. Juna ließ ihm Zeit, sich zu erholen und wieder zu Atem zu kommen, und drückte ihm noch einmal das Wasserglas in die Hand, aber jetzt war sie neugierig. Ungeduldig wartete sie, bis er mühsam getrunken hatte.

»Weißt du, ich glaube inzwischen, dass es vielleicht so sein sollte, dass ich nicht mehr dazu kam, es zurückzugeben«, sagte er versonnen und lehnte sich bequemer in seine Kissen. »Jetzt, da ich dich kenne, weiß ich, dass es wahrscheinlich zu dir finden wollte. Dein Großvater hatte ein Gespür für das Wetter, weil er das Land kannte. Aber ich habe ein Gespür dafür, was gut für die Menschen ist, die mir nahestehen. Bis jetzt hatte ich noch immer recht. Und deswegen möchte ich, dass du dich darum kümmerst! Was würde besser zu dir passen als das? Es ist, als ob es auf dich gewartet hat.«

Erschöpft, aber befriedigt schloss er die Augen, fügte aber noch hinzu: »Ich kann dich das nur bitten, weil ich weiß, wie sehr du Hiddensee liebst.«

Diese manchmal nicht nachvollziehbaren Gedankensprünge seinerseits waren häufiger geworden. Nichts Ungewöhnliches bei sehr alten Leuten. Aber diesmal wollte Juna den Zusammenhang gern verstehen.

»Wilhelm«, sagte sie sanft. »Du hast mir noch nicht erzählt, was es war.«

Er öffnete die Augen. »Oh, Verzeihung. Ich sehe es so deutlich vor mir, wie es damals in meiner Hand lag und glänzte, dass mir eben so war, als hättest du es auch gesehen. Geh einmal dort hinüber an den Schreibrank. Die mittlere Schublade. Du musst sie ganz herausziehen. Hinten in der rechten Ecke liegt etwas, in ein blaues Taschentuch gewickelt. Bring es mir bitte.«

Als sie ihm das kleine Päckchen in die Hand legte, roch er daran. »Das Tuch duftet immer noch nach Inge«, sagte er.

Juna schossen bei der Liebe und Sehnsucht in seiner Stimme plötzlich die Tränen in die Augen. Sie hatte seine verstorbene Frau nicht mehr kennengelernt, aber sie wusste

genau, wie ihm zumute war. Verstohlen wischte sie sich die Augenwinkel, doch als sie wieder aufsaß, fixierte Wilhelm sie mit überraschend wachem Blick. »Siehst du!«, sagte er. »Deshalb ist es wichtig für dich. Als ich jetzt darüber nachdachte, was ich tun soll, wurde mir klar, dass sie von Anfang an für dich bestimmt war. Libellen und du, das gehört zusammen. Ich hätte längst darauf kommen müssen.« Mit einiger Mühe lockerte er den Knoten um das Taschentuch, der Stoff fiel auseinander. Wilhelm drehte die Nachttischlampe so, dass ihr Schein auf den Gegenstand fiel.

Auf Wilhelms blaukariierter Bettdecke lag eine Tonscherbe, und in ihrer Wölbung glänzte etwas. Juna beugte sich darüber.

Es war eine goldene Libelle, fast so lang wie ihr kleiner Finger.

»Nimm sie ruhig in die Hand«, ermunterte Wilhelm Juna, der es die Sprache verschlagen hatte. Behutsam hob sie die zarte Gestalt aus der Tonscherbe und betrachtete sie von allen Seiten. Sie sah so lebendig aus, als wollte sie gleich losfliegen, obwohl ihre Flügel aus Gold waren. Kein Detail war vergessen worden. Die Facettenaugen wirkten deshalb so echt, weil das ganze Tier beinahe wie aus winzigen Goldperlen zusammengesetzt schien. Und auch das Lächeln hatte der Künstler nicht vergessen. Dennoch wirkte die Libelle bei allem nicht ganz perfekt, als wäre hier jemand am Werk gewesen, der nicht oft mit diesem Material zu tun hatte. Gerade das aber machte dieses Abbild so liebenswert. Die Kante eines der unteren Flügel wies eine kleine Scharte auf, ansonsten schien sie völlig unbeschädigt von ihrem einstigen langen Schlaf in der Erde. Juna wusste jetzt, warum Wilhelm seinen Fund mitgenommen hatte, obwohl er in jener dunklen Nacht der eiligen Flucht gar nicht gesehen hatte, worum es sich handelte. Es war, als wollte auch ihre eigene Hand die Libelle nicht wieder loslassen. Hastig setzte Juna sie zurück auf die blaukarierte Bettdecke.

»Hast du herausgefunden, wer sie dort versteckt hat?«

Wilhelm schüttelte den Kopf. »Es muss schon damals lange her gewesen sein, so hart und verkrustet wie sie war. Es waren ja auch schon zwölf Jahre vergangen, seit ich das Grundstück und das Hotel gekauft hatte. Ich wollte immer die Familie ausfindig machen, von der ich das Hotel übernommen hatte, aber du weißt ja, dass das nicht ging, solange es die DDR noch gab. Und danach, als ich alles wiederbekommen und dann verkauft habe, konnte ich nur herausfinden, dass von der Familie niemand mehr dort lebte. Karow hießen sie. Albert und Josefine. Vielleicht findest du mit Hilfe des Internets mehr heraus. All die Jahre wollte ich einmal zurück und nachforschen, weil ich das Gefühl hatte, die Libelle gehöre mir nicht. Sie sollte dahin zurückgebracht werden, wo sie hergekommen war. Aber wie ich schon sagte, ich habe es aufgeschoben. Nun